



Rom fiel nicht an einem Tag. Vor dem römischen Kolosseum.

[Foto: Martin Parr]

Die größte und vielleicht schrecklichste Szene in der Geschichte der Menschheit“, so nannte vor über zwei Jahrhunderten Edward Gibbon den Untergang Roms. Bis heute ist der Fall Roms ein ferner Spiegel geblieben, in dem man die Gründe für Erfolg oder Krise der eigenen Gesellschaft zu entdecken versucht. Die Renaissance sah im Sturz des Imperiums ein Zerstörungswerk „gotischer“ Barbaren, die deutsche Romantik den Ausdruck der Überlegenheit freiheitsliebender Germanen, der Marxismus Ergebnis eines Klassenkampfes gegen Sklavenhalter, die NS-Ideologie den Erfolg rassistischer Auslese. Im Kalten Krieg galt das späte Rom als gescheiterte totalitäre Bürokratie, während heute gern hervorgehoben wird, dass der Steuerdruck die Besitzenden ruinierte, oder dass die Reichen immer reicher wurden und ihre soziale Verantwortung vergaßen.

Ebenso aktuell wie beunruhigend ist schließlich der Versuch, die Angriffe der „Barbaren“ auf Rom als Beispiel für die Gefahren der Migration heute zu verwenden. Geert Wilders, der niederländische Rechtspopulist, hat das vor Kurzem in einer Rede getan: „Rom fiel nicht über Nacht. Rom fiel nach und nach. Die Römer merkten kaum, was geschah. Sie nahmen die Einwanderung der Barbaren nicht als Bedrohung wahr, bis es zu spät war.“

Wie viele der früheren Deutungen beruht auch diese auf falschen Vereinfachungen. Rom hat immer schon eine erstaunliche Integrationskraft für fremde Völker und Kulturen bewiesen; gerade das war ein Grund für seinen Erfolg. Es waren nicht friedliche Zuwanderer, die Rom stürzten, sondern Krieger fremder Herkunft, die im Imperium ihr Glück suchten. Die Verteidigung des Reiches wurde an billige barbarische Söldnerheere ausgelagert, die schließlich die Macht übernahmen: 476 putschte der an der Donau aufgewachsene römische General Odoaker gegen den letzten weströmischen Kaiser und rief sich zum König aus.

Freilich, schon zuvor waren Goten, Vandalen, Burgunder und Angelsachsen ins Imperium eingedrungen und hatten in vielen Provinzen die Macht übernommen. Welche Rolle spielten diese Invasionen beim Fall Roms? Oder handelte es sich um einen allmählichen Verfall des römischen Staates, der vor allem innere Gründe hatte? Das wird in der Geschichtswissenschaft aktuell debattiert. Peter Heather, von dem bereits der zweite voluminöse Band zum Thema

Invasion der Barbaren

Der Untergang Roms wird bei Peter Heather zum faszinierenden Exempel für langfristige gesellschaftliche Veränderungen und ihre dramatischen Konsequenzen. Eine exemplarische Migrationsgeschichte.

Von Walter Pohl

auf Deutsch erscheint, vertritt dazu eine sehr prononcierte Position.

Das dem vorliegenden Band vorangegangene Buch Heathers, „Der Fall des römischen Weltreichs“, hat die dramatischen Ereignisse vom Vorstoß der Hunnen aus Zentralasien um 375 bis zum Putsch Odoakers 476 behandelt. Das neue Werk erweitert den Horizont auf das ganze erste Jahrtausend. Im Zentrum des Interesses stehen die „Barbaren“, wie man in Rom die Nicht Römer abwertend genannt hat. Heather zeigt, wie der Einfluss Roms die Gesellschaft jenseits seiner Grenzen verändert hat. Ehrgeizige Krieger strebten nach einem Abglanz römischer Pracht und traten dazu oft in den Dienst des Imperiums. Diejenigen, die später die Macht über römische Provinzen übernahmen, waren seit Generationen mit der benachbarten Hochkultur vertraut.

Doch erst der Vormarsch der Hunnen löste mehrere große Migrationsbewegungen aus. Das überforderte die römischen Heere, sodass die autonome Ansiedlung dieser Barbaren auf Reichsboden akzeptiert werden musste. Dadurch verlor das Imperium die Steuereinnahmen dieser Provinzen, was die Machtbalance fortlaufend zu seinen Un-

gunsten verschob, bis sogar das Kernland Italien in barbarische Hände fiel. „Imperiale Macht erzeugt Gegenmacht“, und deswegen kann ihre Herrschaft nie von Dauer sein, so lautet Heathers sehr berücksichtigenswerte Lehre aus der Geschichte des ersten Jahrtausends.

Heathers Darstellung ist durchaus folgerichtig. Freilich erklärt sie nicht alles. Warum rieben sich zwischen 400 und 476 insgesamt 26 weströmische Kaiser in endlosen Bürgerkriegen mit barbarischer Hilfe gegenseitig auf, statt die Barbaren zu bekämpfen? Und warum haben die siegreichen Barbaren nicht das profitable römische System unter ihrer Herrschaft restauriert? Odoaker und der Gotenkönig Theoderich waren auf gutem Weg dazu. Erst als im sechsten Jahrhundert die Heere des Kaisers Justinian aus Konstantinopel zum „Kampf um Rom“ aufbrachen, vernichtete der mörderische Gotenkrieg viel vom klassischen Erbe.

Deshalb, so meinen heute viele Forscher, liege der Schlüssel zum Verständnis nicht in den dramatischen Kämpfen der Zeit, sondern in einer längerfristigen „Transformation“ der römischen Welt: keineswegs ein friedlicher Prozess, aber einer, in dem wirtschaftliche, soziale, kulturelle und innenpolitische Faktoren eine wichtige Rolle spielten. Der „Fall Roms“ wird auf diese Weise zum faszinierenden Exempel für langfristige gesellschaftliche Veränderungen und ihre dramatischen Konsequenzen.

All das kommt bei Heather kaum vor. Freilich, die Konzentration auf die Barbaren macht auch den Reiz des Buches aus. Oft wird vernachlässigt, dass die (Völker-)Wanderungen des vierten bis sechsten Jahrhunderts auch jenseits der römischen Grenze nachhaltige Folgen hatten. Weite Gebiete Osteuropas wurden damals slawisiert, und das ist der Prozess, dem Heather im zweiten Teil seines Buches nachgeht. Die frühen Slawen sind ein schwieriges Thema: Über viele Ereignisse und Akteure der „germanischen“ Völkerwanderung – Geiserich, Theoderich, Chlodwig – sind wir gut informiert, über die Slawen, die um 600 große Teile Osteuropas besiedelten, wissen wir sehr wenig. Erst seit dem neunten Jahrhundert entstanden zwischen dem Böhmen und Russland slawische Staaten. Dennoch wird in einem Großteil der damals slawisierten Gebiete auch heute noch Slawisch gesprochen, während germanische Sprachen in Italien, Spanien oder Frankreich längst wieder verklungen sind.

Wieder anders verliefen die Seezüge der Wikinger; wo die Nordmänner zwischen Kiew und Palermo die Macht übernahmen, bildeten sie eine Oberschicht, die sich rasch assimilierte. Es ist wichtig, uns zu vergegenwärtigen, dass all diese „Barbaren“ und ihre Migrationen zur Entwicklung des heutigen Europa beigetragen haben. Dabei ist Peter Heathers Buch ein zuverlässiger und anregender Begleiter. Es zeigt, dass die Wanderungen letztlich weniger nachhaltig als der Austausch zwischen den Kulturen im Zentrum und an der Peripherie wirkten.

Bindung aus Entschluss

Glücklos: Hannelore Schläffer über die Ehe aus Vernunft.

Von Maria-Christine Leitgeb

Das Happy End ist erst der Anfang. Wenn in Hollywood abgeblendet wird, geht das Drama Ehe in Wahrheit erst richtig los. Liest man Hannelore Schläffers Ehebuch, gewinnt man den Eindruck, dass die Ehe eine grundsätzlich tragische Einrichtung ist – und immer schon war. Im Speziellen für die Frauen. Und zwar zu jeder Zeit. Damals wie heute.

In ihrer traditionellen Form hat die Institution der bürgerlichen Ehe längst ausgedient. Männer und Frauen haben sich emanzipiert. Weder wollen Erstere mehr allein die wirtschaftliche Stabilität garantieren, noch begnügen sich Zweitere mit der Organisation des Lebens und der Familie. Die Krise der traditionellen Ehe im 19. Jahrhundert wurde so zum Nährboden für ein neues Modell: das der intellektuellen Ehe. Sie wird nicht etwa so bezeichnet, weil die Partner Intellektuelle sind, sondern vielmehr deshalb, weil die Partnerwahl und die Form des Zusammenlebens einem rationalen Entwurf folgt. Genau darin liegt auch die Gefahr.

Ein rationaler Entwurf kann leicht zur Ideologie werden, und Ideologien sind per se lebensfeindlich. Sie setzen sich über das Individuelle eines Lebens rigoros hinweg. Es fällt der Absicht, den Plan zu erfüllen, zum Opfer. Beim „Plan vom Leben als Paar“ verhält es sich nicht anders. Dabei mussten ihre obersten Maximen von der Dauerhaftigkeit der Bindung aus freiem Entschluss und dem Zugeständnis der sexuellen Freiheit beider Partner doch wie Musik in den Ohren all jener klingen, die bisher in den bürgerlichen Normen gefangen waren.

Avantgarde von Lebensreformern

Die Geschichte der intellektuellen Ehe ist jedoch wider Erwarten nicht gerade eine Geschichte des Glücks. Schenkt man Schläffer Glauben, so ist die Avantgarde von Lebensreformern aus den Bereichen der Soziologie, der Psychologie, der Kunst und der Philosophie, die sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts propagiert und gelebt hat, weitgehend gescheitert. Weder das Heidelberger Experiment, die offene Ehe der Soziologen Max und Marianne Weber, noch das französische von Jean Paul Sartre und Simone de Beauvoir verlief besonders glücklich.

Konsequenterweise wurde gerade die Suche nach Glück zu dem Fallstrick der intellektuellen Ehe. In einer Zeit, in der die Abwesenheit von Glück als Scheitern definiert wird, wird Glückseligkeit zum Zwang. Die Geschichte der intellektuellen Ehe ist daher auch nicht unbedingt eine Geschichte der Freiheit. In letzter Konsequenz wurde sie zum Wegbereiter der modernen Ehe, die gleichfalls an der hohen Glückserwartung scheitert.

Auf die Monogamie, die auf Dauer angelegt war, folgt die serielle Monogamie. Die Ehe ist gleichsam zu einem Experiment geworden, das wiederholbar ist. Sie ist gewissermaßen ein temporäres Vergnügen. „Whatever works!“ (Woody Allens Filme wären ein Kapitel wert gewesen!) lautet die neue Devise! Wenn der Partner auf Zeit den Partner auf Dauer ersetzt, wirft das neue Fragen auf: Wer garantiert der neuen Patchworkfamilie Sicherheit? Die Experimente mit der intellektuellen Ehe zeigen die Gesellschaft auf einem Weg in ein Glück, das nicht leicht zu haben ist, resümiert die Autorin. Da können wir ihr zustimmen!



Hannelore Schläffer
Die intellektuelle Ehe
Der Plan vom Leben als Paar.
224 S., geb., € 19,40 (Hanser Verlag, München)



Peter Heather
Invasion der Barbaren
Die Entstehung Europas im 1. Jahrtausend n. Chr. Aus dem Englischen von Bernhard Jenard, Rita Seuß und Thomas Wollermann. 668 S., geb., € 41,10 (Klett-Cotta Verlag, Stuttgart)